

Wolf Lepenies

Gegen Deutschland: Das »Lateinische Reich«

Mit der Ausweitung der Europäischen Union nach Mittel- und Osteuropa wuchs der Einfluss des wiedervereinigten Deutschlands. Neben der wirtschaftlichen übernahm Berlin auch die politische Führungsrolle auf dem Kontinent, die bis dahin Paris für sich beansprucht hatte. Auf Initiative von Präsident Nicolas Sarkozy versuchte Frankreich, den Machtzuwachs Deutschlands durch die Gründung einer Mittelmeerunion unter französischer Führung zu kompensieren. Dieser Versuch scheiterte am Veto der deutschen Kanzlerin. Die schließlich im Juli 2008 in Paris gegründete »Union pour la Méditerranée« unterschied sich nicht nur dem Namen nach von der ursprünglich geplanten »Union Méditerranéenne«. In der »Union für das Mittelmeer« spielte Frankreich keine führende Rolle mehr, diese »Union« wurde zu einem Teil des Brüsseler Apparats und unterlag damit deutschem Einfluss.

Das deutsch-französische Tandem, über Jahrzehnte Motor des europäischen Einigungsprozesses, hatte zu dieser Zeit bereits weitgehend an Antriebskraft verloren. In der Finanz- und Schuldenkrise waren Deutschland und Frankreich nicht fähig, gemeinsam einen wirtschaftspolitischen Kompromiss auszuarbeiten, der innerhalb der Europäischen Union Wachstumsimpulse mit der notwendigen Haushaltsdisziplin verbunden hätte. Dies wäre umso wichtiger gewesen, als Deutschland und Frankreich die ersten Mitglieder der EU waren, die 2004 gegen die sogenannten Maastricht-Kriterien verstießen, nach denen Staaten sich in ihren jährlichen Haushalten um maximal 3 % und insgesamt nicht höher als bis zu 60 % ihres Bruttoinlandsprodukts verschulden dürfen. Das politische Gewicht Deutschlands und Frankreichs wog zu schwer, als dass die Europäische Kommission es hätte wagen können, das vorgesehene, möglicherweise mit hohen finanziellen Strafen verbundene Defizitverfahren einzuleiten.

In den folgenden Jahren wurde Deutschland zum Anwalt einer an strikter Haushaltsdisziplin orientierten Wirtschaftspolitik, die von kritischen Stimmen innerhalb und außerhalb Deutschlands mit dem Etikett »Austerität« versehen wurde. Frankreich, das einer stärker wachstumsorientierten, defizittoleranten Politik den Vorzug geben wollte, konnte sich damit in den EU-Institutionen gegen Deutschland nicht durchsetzen. Schon früh stilisierten Politiker und Publizisten die innerhalb der EU sichtbaren Divergenzen zu einer Art »Himmelsrichtungsstreit«: Deutschland repräsentierte dabei den »Norden«, Frankreich galt als Anführer des »Südens«. Mehrfach wurde die französische Regierung aufgefordert, im Zusammenschluss mit Ländern wie Italien und Spanien Deutschland in eine Minoritätenrolle zu drängen, um die Wirtschaftspolitik der Europäischen Union grundlegend zu ändern. Auf dem Höhepunkt der griechischen Schuldenkrise machte sich François Hollande für die Errichtung einer Wirtschaftsregierung innerhalb der Eurozone stark, in der Frankreich hoffte, in Zukunft zusammen mit Italien und Spanien eine Neuorientierung der EU-Wirtschafts- und Finanzpolitik durchsetzen zu können. Geistespolitisch musste es dabei als paradox erscheinen, dass das »lateinische« Frankreich als Anwalt Griechenlands gegenüber Deutschland auftrat, dessen Klassiker einst das Land der Griechen »mit der Seele« gesucht und die »Tyrannei Griechenlands« nur zu gerne ertragen hatten (Eliza Marian Butler). Die Erinnerung an einen 1945 von dem Philosophen und Beamten im Pariser Wirtschaftsministerium Alexandre Kojève gemachten Vorschlag wurde lebendig, Frankreich solle sich an die Spitze eines neu zu gründenden »Empire Latin« setzen, um damit seine Führungsrolle

gegenüber einem trotz der Niederlage im Zweiten Weltkrieg unweigerlich wieder er-starkenden Deutschland zu behaupten.

Das Scheitern der ursprünglich geplanten Mittelmeerunion mit seinen Folgen habe ich mehrfach publizistisch kommentiert, aktuell in meinem Buch *Die Macht am Mittelmeer*. Ich zeichne darin Versuche nach, im Süden Europas als Gegengewicht zu Deutschland politische Koalitionen zu bilden, die in der Regel unter Führung Frankreichs stehen sollten. Angestrebt wurde eine Union der »lateinischen« Nationen, zu denen neben Frankreich vor allem Italien und Spanien zählten.

In dem Buch spielt der Terminus »Latinität« eine zentrale Rolle. Die Autoren der *Einführung in die Romanische Sprachwissenschaft*, Hans-Martin Gauger, Wulf Oesterreicher und Rudolf Windisch, haben seine Bedeutung und seine Wirkung beschrieben. Die »Latinität« ist zunächst ein »sprachliches Faktum«, sie bezieht sich auf die Sprachen und Dialekte der Menschen, die sich aus der Sprache des alten Roms herleiten. Es gibt, so das Motto der *Revue de Linguistique Romane*, keine lateinischen »Rassen«, aber es gibt die »Latinität«. Ob es eine Räume und Epochen übergreifende »romanische« oder »lateinische« Mentalität gibt, ist eine offene Frage, entscheidend ist, »dass die Romanen selbst, natürlich mit wechselnder Intensität, ihre Welt als Einheit erleben«. Und schließlich wird die »Latinität« ideologisch überhöht, sie gilt »als Trägerin der Kultur gegenüber der lateinlosen Barbarei der übrigen Welt«.

Mit dem Begriff »Latinität« verband sich die Überzeugung, aufgrund einer gemeinsamen Geschichte, miteinander geteilter politischer Interessen und verwandter Mentalitäten ließe sich eine Koalition von Ländern des südlichen Europas bilden, für die das politische Erbe des Römischen Reichs und der Katholizismus prägend gewesen waren: Frankreich, Italien, Spanien. Emotional verstärkt wurden die Versuche zur Bildung »lateinischer« Koalitionen, die wechselnd als Reich, Union oder Pakt bezeichnet wurden, durch die Beschwörung eines gemeinsamen »Heimatgefühls«, die Anhänglichkeit an ein und dieselbe Herkunftsregion, das »Mare nostrum«, das Mittelmeer. Kein Projekt eines »Lateinischen Reichs« oder einer »Lateinischen Union« kommt ohne eine Apotheose des Mittelmeers aus, wobei seit dem Erscheinen seines Mittelmeerbuchs im Jahre 1949 die entsprechenden Texte sich in der Regel des Vokabulars von Fernand Braudel bedienen.

Zugleich durchzieht diese Texte die für innereuropäische Konflikte häufige Nord-Süd-Spannung, die bereits Autoren der Antike faszinierte und die Montesquieu in seinem Buch *De l'Esprit des lois* so eindrücklich beschrieben hatte, dass Pierre Bourdieu von einem Montesquieu-Effekt sprechen konnte, der bis heute wirksam geblieben ist. Im Streit um die Schuldenpolitik der EU wurde die Nord-Süd-Spannung in der Konfrontation von Deutschland und Griechenland deutlich sichtbar. Sie spiegelte die Konstellation in der bekannten Fabel La Fontaines wider, in der die sich im Genuss des Augenblicks verlierende Grille beim Herannahen des Nordwinds (»la bise«) die sparsame, sorgfältig für die Zukunft vorsorgende Ameise um Kredit bittet, um den Winter zu überstehen – »Hör, sagt sie, auf Grillenehre / vor der Ernte noch bezahl' / Zins ich dir und Kapital« – was die Ameise spöttisch und entschieden ablehnt. Und so, wie Jean-Henri Fabre in seinen *Souvenirs entomologiques* die »seltsamen Fehler« La Fontaines in der Charakteristik von Grille und Ameise benannt hat, lässt sich durch einen Blick in die Statistik zeigen, wie fern die Stereotype vom »fleißigen« Norden und »faulen« Süden von der Realität entfernt liegen. Die Griechen arbeiten länger als die Deutschen, die Spanier machen weniger Ferien, sowohl in Frankreich als auch in Italien und Spanien – den »lateinischen« Kernländern – liegt die Arbeitsproduktivität höher als in

Deutschland. Auto- und Heterostereotype überschneiden sich dabei: Das »leichte Leben«, die »vie facile« wird nicht nur dem »Süden« vom »Norden« vorgeworfen, der Süden selbst bekennt sich dazu, ebenso wie zu Farniente und Siesta, und nimmt damit in Anspruch, Formen des Lebensgenusses und der Daseinsbewältigung bewahrt zu haben, die dem Norden längst verloren gegangen sind. Vor dem Versuch, Nationen anhand der Nord-Süd-Trennung voneinander unterscheiden zu wollen, schützt dabei auch die Tatsache, dass in der Regel der Nord-Süd-Gegensatz in jedem Land wirksam ist.

Angeblich hatte Alexandre Kojève sein Aide-Mémoire für General de Gaulle verfasst – doch de Gaulle verfolgte nicht die Absicht, ein »Lateinisches Reich« zu errichten, weil er Europa mit und nicht gegen Deutschland aufbauen wollte. Den Versuch, eine lateinische Koalition zu bilden, unternahm François Mitterrand – doch tat er dies nicht in seiner Amtszeit als französischer Staatspräsident, sondern davor, als Parteichef der französischen Sozialisten, der mit seinem »Sozialismus des Südens« den Einfluss der deutschen Sozialdemokratie in Europa beschneiden wollte. Ohne sich auf ihn zu beziehen, nahm Nicolas Sarkozy mit seinem Plan zur Gründung einer Mittelmeerunion die Kernidee Alexandre Kojèves wieder auf. Und wie eine Vorahnung dieses Projekts wirkt der aus dem Jahre 1943 stammende Vorschlag Hannah Arendts, den israelisch-arabischen Konflikt durch die Bildung einer Mittelmeerföderation zu lösen.

Am Anfang steht das von den Saint-Simonisten entworfene »Mittelmeersystem«, das utopische Zielsetzungen mit konkreten Planungsschritten zur Erreichung dieser Ziele verband. Das Mittelmeersystem war nicht gegen Deutschland gerichtet – es war vielmehr ein Versuch, in das vom europäischen Süden ausgehende Projekt zur Einigung des Kontinents Deutschland mit einzubeziehen, indem man ihm zu staatlicher Einheit verhalf. Der Einfluss saint-simonistischen Gedankenguts wurde in der Politik Napoleons III. sichtbar, der auf drei Ebenen versuchte, eine Politik im Zeichen der »Latinität« zu betreiben: In der Kolonialpolitik gehörte dazu der Plan zur Errichtung eines arabischen Königreichs, in der Überseepolitik der Versuch, im Zeichen des Panlatinismus aus Mexiko einen Stützpunkt zur Machteindämmung der USA zu machen. Und schließlich gehörte dazu die Gründung einer »Lateinischen Münzunion«, deren Zielsetzung, mit Hilfe der Währungspolitik ein französisches Übergewicht in Europa zu bilden, an der Weigerung Preußens scheiterte, der Münzunion beizutreten.

Die »Träume von einer Lateinischen Föderation im Zweiten Kaiserreich« zerplatzten im Krieg von 1870-71, dessen Ausgang nicht nur von Autoren wie Gustave Flaubert und George Sand als das Ende der lateinischen Welt beklagt wurde. Zugleich löste das von Zola so genannte »Debakel« eine innerfranzösische Debatte aus, in der auf der einen Seite die Revanche im Zeichen einer verstärkten »Latinität« angemahnt wurde, während auf der anderen Seite Stimmen lauter wurden – Ernest Renan ist dafür das herausragende Beispiel –, welche die Lebensweise und das Lebensgefühl des »Südens« für die Niederlage Frankreichs verantwortlich machten und für eine stärkere Orientierung des Landes nach »Norden« plädierten. Dazu gehörte die Aufforderung, von Preußen zu lernen und sich um eine stärkere Anbindung an England zu bemühen. Das Selbstvertrauen des »Südens«, sich in einer künftigen Auseinandersetzung mit dem »Norden« behaupten zu können, beruhte dabei nicht zuletzt auf der Verankerung »lateinischer« Wertvorstellungen und Lebensauffassungen in zwei großen Regionen der außereuropäischen Welt: in Lateinamerika und Lateinafrika.

In Vorahnung des Ersten Weltkriegs nahmen die Aufforderungen an die lateinischen Nationen Europas, sich gegen den gemeinsamen Gegner – Deutschland – zusammenzuschließen, einen beschwörenden Ton an. Umso dramatischer wirken Episoden, in

denen die Einheit der Latinität durch interne Nord-Süd-Konflikte bedroht wurde. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg schien es, als ob die militärische Niederlage und der als Schmach empfundene Vertrag von Versailles Deutschland nicht nur in eine verschärfte Gegnerschaft gegen die siegreichen lateinischen Nationen trieb, sondern auch zu seiner weitgehenden Orientierung nach Osten und zur Distanzierung vom »Abendland« führte. Hinzu kam, dass in einer Art von Trotzreaktion deutsche Stimmen sich häuften, die der lateinischen Welt den unmittelbar bevorstehenden Machtverlust und die Unfähigkeit, sich in der Zukunft zu behaupten, prophezeiten.

Nie, so konnte es scheinen, waren die Chancen zur Bildung einer Koalition der lateinischen Kulturen in Europa größer als zu der Zeit, als in Frankreich mit Pétain, in Italien mit Mussolini, in Spanien mit Franco und in Portugal mit Salazar Diktatoren oder autoritäre Regime an der Macht waren, deren ideologische Überzeugungen sich ähnelten, auch wenn sie nicht miteinander identisch waren. Umso mehr überrascht, dass, mit Blick auf die Zeit der europäischen Diktaturen, Historiker von der »unmöglichen Lateinischen Union« sprechen. In dieser Zeit machten Paul Valéry wie Albert Camus das Mittelmeer anstelle der »Latinität« zum Bezugsrahmen ihrer persönlichen Überzeugungen und ihrer institutionellen Aktivitäten. In bewusst apolitischer Manier war dies bei Valéry mit dem Versuch verbunden, in Nizza eine Institution zu gründen, in der die Mittelmeerstudien über den Süden hinaus für ganz Europa attraktiv werden sollten. Albert Camus dagegen formulierte eine bewusste Mittelmeerpolicy, die sich gegen jeden imperialen Anspruch richtete, der sich mit dem Stichwort »Latinität« verband. Als Reaktion auf Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg wurde die *pensée de midi* (der »mittelmeerische Geist«) zur Antwort auf die »Deutsche Ideologie«.

Die Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland ist bis heute aktuell. Sie zeigt sich nicht immer so offen und unverhohlen aggressiv wie im Projekt von Nicolas Sarkozys Mittelmeerunion. Dahinter werden Verletzungen nationalen Stolzes und Projektionen wechselseitiger Vorurteile und Stereotypisierungen sichtbar. Das Nord-Süd-Stereotyp bleibt weiter wirksam, es zeigt, dass der von Nietzsche vorausgesehene »Prozess einer Anähnlichung der Europäer, ihre wachsende Loslösung von den Bedingungen, unter denen klimatisch und ständisch gebundene Rassen entstehen«, noch nicht an sein Ende gekommen ist. Der »Norden« steht dabei für die Moderne, in der sich die an Zweckrationalität orientierte Industriegesellschaft formte, der »Süden« pflegt eine berechnete Modernitätsskepsis und versucht, Lebensformen und Lebensansprüche zu bewahren, die sich neoliberalen Nutzenrechnungen entziehen. Der »Süden« sieht sich als Verlierer der Moderne, aber er bewahrt in der Verlust Erfahrung seinen Stolz, umso mehr, als er in sich die Erinnerung trägt, dass die Kernelemente der europäischen Zivilisation ihren Ursprung im Süden haben, während im »Norden« traditionell die Barbaren beheimatet sind – ein umgekehrter Montesquieu-Effekt. Empirisch lassen sich solche Gegenüberstellungen schnell als haltlos entlarven, was nicht verhindert, dass sie die Überzeugungen und Handlungen der Akteure prägen. In den jüngsten europäischen Konflikten wurde die Nord-Süd-Spannung erneut sichtbar.

(Auszüge aus *Wolf Lepenies: Die Macht am Mittelmeer. Französische Träume von einem anderen Europa*. Hanser, München 2016, 352 S., 24,90 €.)



Wolf Lepenies

ist Soziologe und Historiker, war u.a. Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin und erhielt 2006 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

[wl@wiko-berlin.de](mailto:w1@wiko-berlin.de)